

24. Südwestdeutsch/Schweizerisches Kolloquium des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte

Freiburg i. Br., den 26. Mai 2014

Samuel P. Müller, Lic. phil. (Zürich)

Das ambivalente Bild der Lateiner in der römisch-byzantinischen Historiographie der Komnenenzeit (ca. 1081–1204)

Das lange 12. Jahrhundert (ca. 1071–1204) stellt eine entscheidende Phase nicht nur der byzantinischen, sondern auch der Geschichte Westmitteleuropas dar. Die Kontakte zwischen dem Oströmischen Reich und dem »Westen« erreichten eine Intensität wie seit der Spätantike nicht mehr. Im Zusammenhang mit dem großen Forschungsinteresse an den wechselseitigen Beziehungen und zunehmend auch am Bild des jeweils »Anderen« in der literarischen Überlieferung kann man konstatieren, dass eine ganze Reihe von umfassenderen Untersuchungen zum Bild von Byzanz und den Byzantinern in lateinischen und altfranzösischen Quellen des Mittelalters vorliegt (Kindlimann 1969, Arbagi 1970, Ebels-Hoving 1971, Neocleous 2009, Carrier 2012). Vergleichbare Untersuchungen fehlen jedoch für die byzantinische Seite, obwohl viele wertvolle Studien zu Aspekten sowie kürzere Überblicke erschienen sind. Davon ausgehend beschäftigt sich die Dissertation mit dem Bild der Lateiner in der byzantinischen Historiographie der Komnenenzeit, als sich die Kontakte wieder intensivierten.

Die bei der Untersuchung des Quellenmaterials bisher angestellten Beobachtungen lassen sich auf die folgenden Thesen zusammenfassen.

- Es lässt sich gut nachvollziehen, wie eng die Repräsentation des Eigenen mit derjenigen des »Anderen« verknüpft ist. Dieser Aspekt muss immer in die Beurteilung einfließen.
- Das Bild der Lateiner ist ambivalenter, als oft schon behauptet wurde. Die negativen Topoi und Aussagen stehen in der griechischen literarischen Tradition und sind zudem oft vom jeweiligen historischen und literarischen Kontext geprägt, sind also nur sehr begrenzt repräsentativ für die tatsächlichen Ansichten der Byzantiner. Es finden sich auch durchaus positive Beschreibungen einzelner Gruppen und Individuen aus dem Westen.
- Die Geschichtswerke reflektieren, dass Byzanz den Lateinern immer noch näher stand als vielen anderen Gruppen von »Fremden«, was auch die im 12. Jahrhundert relativ oft eingegangenen Bündnisse und die ehelichen Verbindungen der kaiserlichen Familie zu westlichen Dynastien zeigen. Verbindende Elemente waren das gemeinsame römisch-griechische Erbe sowie das Christentum.
- Die byzantinischen Autoren der Komnenenzeit lehnten sich stark an antike Modelle sowie die biblische und patristische Literatur bei der Abfassung ihrer Werke an. Sie waren aber durchaus in der Lage, kreativ und individuell verschieden damit umzugehen, sodass man keinesfalls von einer starren Imitation ausgehen darf. Die Aussagen der Geschichtswerke sind entsprechend im Einzelnen differenziert einzuschätzen.
- Nichtsdestotrotz bleibt das Bild der Lateiner vergleichsweise generisch. Dies hängt unter anderem mit den massiven territorialen Verlusten des Reiches seit dem 7. Jahrhundert zusammen, die auch eine deutliche Neuorientierung der byzantinischen Literatur zur Folge hatten. Die Geschichtswerke dürfen zudem nicht als repräsentativ für das Wissen der Byzantiner über die Lateiner betrachtet werden, da diese nicht im Fokus des Interesses standen und die Historiographie ganz anders gelegte Ziele verfolgte.

Beat Fumasoli, lic. phil. (Bern)

Wirtschaftserfolg auf sandigem Boden. Zu den Standortbedingungen gewerblicher Exportwirtschaft im Spätmittelalter

Der Referatstitel »Wirtschaftserfolg auf sandigem Boden« ist eine Anspielung auf den spätmittelalterlichen Topos (Piccolomini, Schedel, Cochlaeus, Münster), wonach die Nürnberger in Handel und Gewerbe deshalb Großes leisteten, weil sie mit den unfruchtbaren und sandigen Böden der Nürnberger Gegend nicht viel hätten anfangen können. Dass landwirtschaftliche Standortgunst einen starken Anreiz darstellen konnte, nach Erwerbsmöglichkeiten außerhalb des Agrarsektors zu suchen, ist natürlich leicht nachvollziehbar. Dass der unter diesen Bedingungen erzielte Wirtschaftserfolg alleine Fleiß, Geschick, Erfindergeist oder ähnlichen Eigenschaften der Wirtschaftsakteure zu verdanken gewesen sei, greift hingegen deutlich zu kurz.

Die gewerbliche Exportwirtschaft des Spätmittelalters wurde nicht anders als die heutige Exportindustrie von sehr unterschiedlichen Standortbedingungen beeinflusst. Gestützt auf Untersuchungen zu einem Dutzend oberdeutscher Städte (im Rahmen eines laufenden Dissertationsprojekts) gab das Referat einerseits einen knappen Überblick über wichtige Standortfaktoren: Rohstoffversorgungs- und Energienutzungspotenzial, Verkehrslage, Möglichkeiten zur Kooperation zwischen Gewerbetreibenden und Fernhändlern/Kreditgebern, Einbindung in großräumige Gewerbereviere, Stadtgröße. Auch der aus dem Referat ausgeklammerten Wirtschaftspolitik kam entsprechende Bedeutung zu.

Andererseits wurden anhand ausgewählter Fallbeispiele grundsätzliche Feststellungen und Thesen präsentiert: Die Standortbedingungen spielten für den exportgewerblichen Wirtschaftserfolg insgesamt eine wichtige Rolle. Bei diesem Wirtschaftssektor hat man sich unter Standortbedingungen jedoch keine absoluten Standortvoraussetzungen vorzustellen. Vielmehr handelte es sich um Standortvorteile und -nachteile, wobei sich Nachteile der einen vielfach durch Vorteile der anderen Art kompensieren ließen. Somit mussten Produktionsstandorte längst nicht in jeder Hinsicht ideal sein und hing es letztlich immer vom komplexen Zusammenspiel aller möglichen Standortvor- und -nachteile ab, ob sich ein bestimmter Standort wirtschaftlich gegen konkurrierende Standorte durchsetzen konnte oder nicht. Dabei kam einzelnen Standortbedingungen auch nicht in allen Gewerbezweigen dieselbe Bedeutung zu. Ebenso, wie Wirtschaftserfolg auf sandigem Boden möglich war, muss zudem in Betracht gezogen werden, dass die Standortbedingungen in einigen Fällen sogar »zu gut« sein konnten, indem sie andere Wirtschaftssektoren (Transithandel, Landwirtschaft) derart stark begünstigten, dass sich daneben das Exportgewerbe kaum noch entwickeln konnte.

Dr. Michael Hohlstein (Konstanz)

Hybride Räume. Das benediktinische Mönchtum am Bodensee im späten Mittelalter

Auf die Frage, was ein Kloster eigentlich sei, hat die sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung unterschiedliche Antworten gegeben, die sich hinsichtlich der Komplexität heuristischer Begrifflichkeiten deutlich unterscheiden. Klöster sind als heilige Orte oder Anstalten der Heilungsvermittlung bezeichnet worden. Max Weber und Ernst Troeltsch unternahmen Versuche, Orden und Klöster in die Typologie religiöser Organisationen einzuordnen, die sie, nimmt man beide zusammen, in der Unterscheidung von Kirche, Sekte und Mystik entwarfen. Einer Orientierung an Wertsphären und den daraus resultierenden normativen Organisationen setzte später Gerhard Schmelzer entgegen, Klöster könnten angesichts ihrer Funktionsvielfalt allein als formale Organisationen gelten, die sich über den Aspekt der Mitgliedschaft bestimmen. Alfred Kieser

griff die Überlegungen Schmelzers auf und sah in mittelalterlichen Klöstern als vormoderne Form formaler Organisation Vorläufer einer funktionalen Differenzierung. Im Anschluss an Erving Goffmann sind andernorts Klöster als Beispiele für das Phänomen einer totalen Institution analysiert worden. Institutionentheoretische Überlegungen haben in den letzten zwei Jahrzehnten die mediävistische Ordens- und Klosterforschung geprägt. Trotz der mit den verschiedenen Bezeichnungen verbundenen unterschiedlichen konzeptionellen und methodischen Ausrichtungen ist allen Ansätzen gemein, dass sie das Kloster als identifizierbare Einheit voraussetzen. Dies verschließt nicht den Blick vor Wandlungsprozessen, vor Institutionalisierung als Übergang von einer institutionellen Geformtheit zu einer Anderen, gerade wenn man Klöster treffend als Institution einer Dauerreform kennzeichnet, ein Sachverhalt der Werner Bergmann von Klöstern als soziale Bewegung schreiben ließ.

Die mediävistische Forschung hat nicht den Blick vor den Wechselbeziehungen von klösterlicher Institution und ihrer Umwelt verschlossen. Die Aufmerksamkeit richtete sich seit den frühen sozialgeschichtlichen Ansätzen auf die sozialen Strukturbedingungen des mittelalterlichen Mönchtums. Formen monastischer Vergemeinschaftungen und Verflechtungen zwischen Kloster und Welt blieben Themen sozialgeschichtlich orientierter Arbeiten zum mittelalterlichen Mönchtum. Demnach ließe sich Kloster als eine religiöse Institution in vielfältigen, wechselseitigen Austauschbeziehungen zur Welt beschreiben. Die Darstellungen von Verflechtungen zwischen Kloster und Welt und von Netzwerken, in denen Klöster eingebunden waren, sind spannend und nachvollziehbar. Allerdings bleiben sie auf einer zweidimensionalen Ebene, in der das Kloster als Einheit gedacht ist, deren soziale Positionierung vor dem Hintergrund der Unterscheidung von Gleichheit und Ungleichheit eindeutig verortbar ausfällt.

Das im Konstanzer Exzellenzcluster angesiedelte Forschungsprojekt „Hybride Räume. Das benediktinische Mönchtum am Bodensee, 1250-1550“ wählt einen anderen Ansatz und zeigt, dass ein Kloster in der Verschränkung kommunikativer Sinnhorizonte vieles in der spätmittelalterlichen Gesellschaft ist. Im Rahmen des Konstanzer Arbeitskreises, der sich in Freiburg versammelte, habe ich dies an einem Beispiel, der Verschränkung stadtbürgerlicher und klösterlicher Rechtsräume, wie sie in den Burgrechtsverträgen seit dem späten 13. Jahrhundert grundgelegt sind, ausgeführt. Die gewählten Beispiele, in denen Klöster und Stadt sich derart verbanden, ließ eine kommunikative Praxis zum Teil jenseits der vereinbarten Regeln sichtbar werden, die zeigen wie problematisch die Verarbeitung koexistierender kommunikativer Sinnhorizonte sein konnte.

Um eine Antwort nach der Qualität von Kloster zu geben, bedarf es einer Interpretation der damit verbundenen kommunikativen Praktiken. In ihnen zeigt sich das Kontingente des klösterlichen Raumes. Die Kontingenzeröffnung, resultiert aus gesellschaftlichen Differenzierungen, derer sich das Kloster nicht mehr erwehren kann. Das Kloster war immer auch noch ein Raum religiöser Sinnstiftung über die es sich mit der Umwelt verband. Der klösterliche Raum war nun aber strukturell gekoppelt mit Sinnhorizonten, die sich nicht mehr in eine religiöse Sinngebung integrieren ließen, sondern neben dieser Bestand hatten und zu Kontingenzeröffnung führten. Mit der zunehmenden Ausdifferenzierung von Herrschafts- und Rechtsträgern veränderten sich die ehemals komplementär ineinandergreifenden Organisationen geistlichen und weltlichen Rechts. Gerade das Beispiel der kommunikativen Verschränkung von klösterlichem und stadtbürgerlichem Raum zeigt dies eindringlich. Die Pluralisierung synchron koexistierender Verstehenskontexte lassen sich letztlich als Ergebnis sozialer Differenzierung interpretieren. Insofern ist die Frage nach dem Kloster zugleich die Frage nach der Komplexität der Gesellschaft.